

Nachrichten aus dem Patriarchat

## Das große I<sup>1</sup>

>Ein ^Extrem emanzipatorischer Verbiesterung^^ sieht Kunze im Anfügen femininer Endungen an maskuline Wörter, bei denen das I der weiblichen Endung als Großbuchstabe ^in der Wortmitte aufgerichtet wird wie ein Mast, damit an ihm die Fahne der geschlechtlichen Gleichberechtigung wehe^^ (LehrerInnen, StudentInnen)<, so berichtet Heike Schmoll genüsslich im siegessicheren Bewusstsein, im Streit um Sprache auf der richtigen Seite zu sein, über den Eingriff des Schriftstellers Reiner Kunze in den Streit um die Rechtschreibreform zugunsten >einer gewachsenen Schreibkultur<.<sup>2</sup> Kein Zweifel, Kunzes Seitenschlag ist literarisch gekonnt: man sieht das I als Mast und die lächerliche Fahne der Gleichberechtigung, die das ästhetische Aussehen der Wörter verhunzen. Die I-Einfügung verschlechtert im Übrigen auch die gesprochene Sprache, indem es ja jeweils nicht dabei bleiben kann, bloß im Geschriebenen ein Zeichen zu setzen, sondern dieses auch akustisch wahrnehmbar sein muss. So gehört es zu den sportlichen Einlagen von konservativen Hochschullehrern, die emanzipatorische Initiative durch penetrantes Durchsprechen lächerlich zu machen: >Ich meine die StudentInnen mit großem I.< Der Satz lädt zu weiteren Spielen ein: >Jetzt denke ich an die Studentinnen mit kleinem i<, ad libitum.

Wir wollen nicht unterstellen, dass es den ums große I Streitenden entgangen ist, dass die wunderbare >gewachsene Schreibkultur< dadurch unästhetisch und hässlich beschädigt wurde. Vielmehr ist davon auszugehen, dass der Missklang in der möglichen Harmonie der Worte gewollt war, um schreiend die Nötigung auszusprechen, endlich der gepflegten gewachsenen Männlichkeit in der Sprache,

---

<sup>1</sup> Zuerst erschienen in *Das Argument* 258, >Geschichtsmacht Sprache<, 46. Jg., 2004, H. 6, 787-90; wieder veröffentlicht in: Frigga Haug (Hg.), *Nachrichten aus dem Patriarchat*, Hamburg 2005, 156-61.

<sup>2</sup> Heike Schmoll, >Harte Währung<, in FAZ 8.11.2004, 7.

die es wieder und wieder erlaubt, über Frauen und alle dazugehörigen Belange zu schweigen, Einhalt zu gebieten.

Dass Sprache ein politisches Kampffeld ist, konnte inzwischen bis ins Alltagsbewusstsein erkannt werden. Akzeptieren wir also den Vorgang um große I als politische Intervention, das Verlangen als ein emanzipatorisches, das wir nicht >verbiestert< nennen wollen, bloß weil schon so lange um Gleichberechtigung gestritten wird, und fragen, ob das Mittel geeignet ist, das gewollte Ziel zu erreichen. Aber keinen Respekt für die Sprachgewohnheiten.

Zweifellos brachte die breit von unten getragene Initiative, an die arglos gepflegte wiederholte Männlichkeit der jeweils aufgerufenen Personen – wie Dichter, Künstler, Prüfer, Arbeiter, Bauherr usw. – jeweils ein In zu hängen, eine aufgeregte Sensibilität für sprachliche Frauenunterdrückung in die Öffentlichkeit, vor allem in die Hörsäle. Bald schon konnte man nicht mehr so einfach reden, wie einem der Schnabel ^gewachsen^^ war, sondern musste etwas tun. Wenn schon nicht das I, dann vielleicht ein Partizip verwenden anstelle der männlichen Form oder die Frauen extra nennen oder, wie dies in einem Manifest aus Kanada propagiert wurde, jeweils einem ^männlichen^^ Satz einen ^weiblichen^^ folgen lassen. Der nervöse Ärger, in der Arbeit gegen Herrschaft über Frauen immer wieder, ertappt bei gewohntem sprachlichen Ausschluss, durch naseweise I-Rufe unterbrochen zu werden, wurde auf zweierlei Weise irritiert. Nach 1989 häuften sich Begegnungen mit Frauen aus den staatssozialistischen Ländern, die mit großem Selbstbewusstsein in alte Sprachschuhe schlüpfen, die wir seit langem abgelegt hatten: Frauen sagten: ^ich als Lehrer^^, ^ich als Arzt^^, ja, selbst in ungewohnten Bereichen, wo sie es hätten unterstreichen sollen, ^ich als Chemiker^^ oder ^Techniker^^ usw. Der Verzicht, selbst im Falle offensichtlicher Errungenschaften die gewohnte Sprache nicht anzupassen, macht unruhig, ob die eigne Sprache nicht doch auch revolutioniert gehört, schon um das Staunen über die umstandslose Männlichkeit der Sprache der DDR-Bewohnerinnen nicht ins Selbstgerechte

abrutschen zu lassen. Die zweite Irritation kam aus den politisch korrekten Referaten der überzeugten Studierenden, die von ArbeiterInnenbewegung sprachen, von UnternehmerInnen, SklavInnenaufständen, BäuerInnenkrieg, WissenschaftlerInnen usw. Die sprachliche Gleichberechtigung hatte umstandslos die Skandale zugedeckt. Mindestens im Wort war die Geschichte der männlichen Arbeiterbewegung, der männlichen Personifikation von Kapital und Unternehmertum, der männlichen Verfügung über die relevanten Leitungsbereiche in Wirtschaft, Wissenschaft und Politik umgeschrieben und so wurde durch Sprachpolitik der kritisch-politische Eingriff unmöglich gemacht. Etwa um diese Zeit wurde die vielfältige Unruhe an den Universitäten, die gegen die Sparmaßnahmen sich formierte, teilbefriedet durch Akzeptanz des großen I in Formularen und allgemeinem Sprachgebrauch der Bürokratien.

Spätestens zu diesem Zeitpunkt war die sprachliche Waffe stumpf geworden. Mehr noch, sie diente nicht nur als Verhinderung bestimmter Kritik, sie machte Frauenunterdrückung unsichtbarer als zuvor. Welche selbstgerechte Zufriedenheit breitet sich aus, wenn man versichern kann, dass ein Beschluss mit der Mehrheit der ProfessorInnen zustande kam; und erst der detektivische Zusatzeifer entdeckt, dass es unter 56 Professoren nur 2 Frauen gab? Man kann das überall fortsetzen: die >ReferentInnen einer Tagung< hieß es kürzlich in einem Bericht in dieser Zeitschrift und siehe – bei genauem Hinschauen waren es 2 Frauen und 19 Männer. Die ParlamentarierInnen in der EU! Nur die Fernsbilder beunruhigen, dass da praktisch ein schreiendes Missverhältnis herrscht, wo sprachlich schon Gerechtigkeit eingekehrt scheint.

In Sprache werden soziale Verhältnisse ausgedrückt. Es sollte uns weiter beunruhigen, wo sprachlicher Ausdruck männlich daherkommt, dass Männer womöglich doch auch praktisch die Herrschenden sind. – Virginia Woolf stößt bei ihren Nachforschungen in den öffentlichen Berufen auf die Lüge der Gleichberechtigung in der Sprache (geschrieben 1934). Dort werden die

Regierungsvertreter höchst demokratisch immer Damen und Herren genannt, bestehen aber in der Praxis nur aus Herren, denen Frauen in niederer Stellung Schreiarbeiten abnehmen. Sie schlussfolgert u.a., dass der tägliche ideologische Geschlechterkampf gleichsam atmosphärisch geführt wird und ihm daher niemals nur in einem Punkt begegnet werden könne.

Soll man deshalb den Kampf auf der Sprachebene von vornherein verloren geben, weil die Spracherlaubnis so schwerelos gegeben, ja gegen Emanzipation genutzt werden kann?

Keineswegs, aber die männliche <sup>^</sup>Gewachsenheit<sup>^^</sup> der Sprache kann uns nötigen, in den alten Sprachgewohnheiten zu bleiben, gerade, wenn es um Herrschaftskritik geht. So etwa sehen wir den Neoliberalismus mit einer Vielzahl sprachlicher Korrekturen die Zivilgesellschaft an die ökonomischen Erfordernisse anpassen. Eines ist die Verwandlung aller Abnehmer von Dienstleistungen in Kunden, so auch im Krankenhaus. Der kranke, Hilfe suchende Patient wird stolzer Kunde, dem der ehemalige Halbgott in Weiß seine Dienste anbietet. Zu untersuchen ist das neue Arzt-Patient-Verhältnis, in dem Herr und Knecht vertauscht sind. In diesen Verhältnissen sind alle Worte sprachlich männlich. Ihre korrekte Verwandlung in zwei Geschlechter allerdings gäbe dem Verhältnis eine sexuelle Note, deren Einbeziehung beim sprachlichen Sichtbarmachen von Frauen zwar tatsächliche Praxen benennbar macht, jedoch die vorhergehende Ware-Geld-Beziehung aus der Kritik zu entlassen droht. Arzt-Patientin-Verhältnis – das ist Stoff für lange Fernsehserien; alle Verhältnisse jedoch als von Menschen beiderlei Geschlechts gemachte zu begreifen und dies in Kapitalverhältnissen zu bestimmen, erfordert einen Umsturz im wirklichen Verhältnis der Geschlechter, lange bevor die sprachliche Befriedung dies zudeckt.

Wo Frauen schon öffentlich sichtbar sind, ja eine eigene Sprache haben, die allgemein geteilt ist, zeigt sich die Waffe des großen I noch nicht als stumpf; sie ermöglicht es, das Rad des Erreichten zurückzudrehen. Dies geschieht

insbesondere auf den von politischer Correctness geradezu heimgesuchten Feldern wie Rassismus/Antirassismus und Hetero/Homosexualität. In einem recht aufgeregt geschriebenen Pamphlet gegen den Rassismus im Aufruf gegen die <sup>^</sup>Kopftuchliberalität<sup>^^</sup> wirft das große I die merkwürdigsten Schatten. Da heißt es z.B.: >... indem muslimische Menschen als HauptakteurInnen von Sexismus stilisiert werden<, während doch die >BRD eine patriarchal organisierte Gesellschaft ist, in der Gewalt gegen Mädchen/Frauen alltäglich ist und die Mehrheit der TäterInnen sogenannte <sup>^</sup>Deutsche<sup>^^</sup> sind. Indem der Sexismus von muslimischen Menschen ohne genaue Analyse der Verhältnisse in den Focus gerät, werden <sup>^</sup>deutsche<sup>^^</sup> TäterInnen, UnterstützerInnen und ProfiteurInnen bequem aus der Verantwortung genommen.< Die fast 100 % weiblichen Unterzeichnerinnen des Aufrufs werden als AutorInnen bezeichnet, die Frauenbewegung in den 1980 Jahren als Ort >zahlreicher FeministInnen< usw. Der Hauptgrund im Kampf fürs große I war, die männliche Besetzung auch des Imaginären, die in den sprachlichen Ausdrücken quasi automatisch Bilder von Männern statt von Menschen entstehen lässt, und dies für selbstverständlich hält, in skandalisierende Unruhe zu bringen. Jetzt sind wir soweit, die Frauenbewegung durchsetzt von Männern und Gewalt gegen Frauen durch Frauen verübt zu imaginieren, muslimische Frauen vor der Bezeichnung, sie unterdrückten einander, zu schützen und schließlich Frauen aus der Gewalt gegen Frauen einen Profit ziehen zu sehen. Es scheint dagegen notwendig, in herrschaftlich organisierten Geschlechterverhältnissen die Geschlechter jeweils in ihren Praxen zu nennen, will man gegen diese Herrschaft arbeiten.

Die Sprachpolitik um das I verführt gerade die Vertreter des Wohlwollens gegenüber weiblichen Belangen zu irritierenden Formulierungen. So kritisierten zwei männliche Autoren mit folgenden Worten, dass in der Bewegung um AIDS Frauen praktisch ausgeschlossen würden: >Obwohl Frauen weltweit höhere Infektionsraten haben, bleiben Frauenfragen den Interessen der von schwulen

AktivistInnen bestimmten AIDS-Politik untergeordnet.< (MS 2003) Sollen wir annehmen, dass sie darauf hinweisen wollten, dass auch Frauen an ihrer eignen Verdrängung mitarbeiten oder dass die Szene von männlicher Homosexualität dominiert ist? Der eifrige Einsatz des großen I macht den Angriff zu einem Streufeuereinsatz und wirft keinesfalls ein Licht auf die im Dunklen gehaltenen Frauen.

Fazit: Dass etwas allgemein gelte durch eine allgemeine Lösung in der Sprache vorwegzunehmen, lässt sich nur als Überraschungsangriff kurz und taktisch führen, wirkt wie eine politische Satire. Als allgemeine Regel setzt sich das große I breitspurig vor die wechselnden Kämpfe, wirkt störend oder gar reaktionär. Man könnte ein Witzbuch übers große I mit Leichtigkeit füllen. Es würde den politischen Eingriff verdecken, um den es geht. Gerade, weil es darauf ankommt, um und in Sprache zu kämpfen, ist größte Sorgfalt erforderlich. Die auch sprachliche Repräsentanz von Frauen bleibt einzuklagen. Vorläufig so, das ihrem praktischen Fehlen die Rechnung gemacht wird durch genaue Nennung. Es braucht mehr Raum als einen einfachen I-Mast zu hissen. Nehmen wir ihn.

Frigga Haug